„Ja, von wem mag sie's nur haben?"

„Soviel ich weiß, liebe Klara, warst Du im Deutschen nie so besonders", ergänzte Tante Emma zur Mama gewendet.

Die wehrte ab. „Nein, das glaub' ich selbst nicht. Aber vielleicht mein Seliger . . ."

Onkel Bernhard prustete los: „Ne, ne, Klara, Max hat nie Geschichten geschrieben!"

„Hm, hm, geschrieben hat der keine", versicherte Emma und drehte die Augen zum Himmel, und Onkel Adolph war Gemütsmensch genug, den Satz zu ergänzen: „Geschrieben nicht — aber gemacht!" Ein halbes Dutzend Augenpaare durchbohrten den Bissigen. „Na, ich meine man nur. Ich bin ja schon stille." Aber um seine Mundwinkel lief ein breites Grinsen.

Anna Schulze war selig. Sie wußte nur: Jetzt war sie berühmt, oder doch so gut wie berühmt. Sämtliche Verwandte würden morgen Extranummern der heutigen Zeitung holen. In ihrer Seligkeit ging Anna sogleich ans Werk und schrieb eine „zweite Liebe."

Hans Meyer stöhnte und fügte sich. Bei der Dritten wagte er Widerspruch und lehnte mit schwerem Herzen — ab.

Anna Schulze war empört. Immerhin, es konnte wohl wahr sein, was Hans Meyer gesagt: „Wir haben Ueberfluß an literarischen Arbeiten, die erst gedruckt werden müßten, man sei dazu verpflichtet usw. . . . ."

Aber dann schwoll ihr das Bewußtsein ihrer Größe: Die Xer Zeitung war am Ende doch „nur ein Provinzblatt". Das Genie braucht ein größeres Feld — Berlin! Hans Meyer hatte ihr da ein paar Adressen notiert.

Die große Enttäuschung kam. Prompt brachte die Post die Manuskriptpakete zurück und dabei lagen gedruckte Zettel, einer, wie der andere: „Wir bedauern höflich, Ihre geschätzte Arbeit nicht akzeptieren zu können . . ."

Nach vier Monaten kehrte Anna Schulze reumütig zu ihrer Heimatzeitung und zu Hans Meyer zurück, der trotz allem darüber nicht böse sein konnte. Und da Anna Schulze (ebenfalls trotz allem) sonst ein vernünftiges Mädel war, fragte sie geradezu: „Herr Meyer — sprechen Sie ehrlich: Ich habe wohl doch kein Talent zur Schriftstellerei?"

Seufzend, aber ehrlich erwiderte der Mann der Feder: „Im Vertrauen gesagt, liebes Fräulein Schulze — nein! Eine Träne hing ihr an bleicher Wange.

Meyer gab sich einen kräftigen Ruck, stand auf und sagte ernst: „Wirklich nicht! Aber, mein liebes Fräulein Schulze, ich möchte wetten, daß ein anderes, tausendmal schöneres Talent in Ihnen schlummert!"

„Und das wäre?" In banger Neugier hingen die großen blauen Augen an Meyers Lippen.

„Einen Mann glücklich zu machen," stieß er mit Energie hervor!

Seine eigene Zukunft bewies Herrn Hans Meyer, daß sein Urteil den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Aus der papiernen „ersten Liebe" war die lebendige große Liebe seines Lebens geworden.

Gesundheitspflege.

*** Atemfiguren.** Wenn man mit dem Atem gegen eine kalte Spiegelfläche haucht, so erscheint auf dieser ein deutlicher Niederschlag, der dann mehr oder weniger rasch wieder verdunstet. Der Versuch gelingt mit jeder einigermaßen sauberen, glatten Fläche aus Glas oder Metall. Nimmt man ein Vergrößerungsglas zur Hand, so wird es erkennbar, daß der Hauch aus feinen Wassertröpfchen von Linsenform besteht, die oft ganz dicht beieinander liegen. Auch diese Erscheinung ist von der Wissenschaft genauer studiert worden, und kein Geringerer als der berühmte Physiker Lord Rayleigh hat jetzt in der Wochenschrift Nature einen Aufsatz über Atemfiguren verfaßt. Er sagt, daß die Zahl und Dicke der Linsentröpfchen einmal von der Menge des in dem Hauch enthaltenen Wassers und zweitens von der Sauberkeit des Glases abhängt. Am besten läßt sich die Eigenart der Atemfiguren auf einer Glasplatte beobachten, wenn man sie gegen eine Kerze oder eine kleine Gasflamme hält. Der Durchmesser des Lichthofes um die Tropfen herum gibt einen Maßstab für den Winkel, in dem die Tropfen auf das Glas treffen. Selbstverständlich vermindert sich ihre Ausdehnung mit der Verdunstung des Hauchs. Das Licht bleibt auch sichtbar, wenn beide Seiten der Platten behaucht werden. Es ist sogar möglich, die Bildung von Hauchfiguren unter dem Mikroskop zu verfolgen, indem man den Atem durch eine Röhre hindurch schickt. Der erste Niederschlag erscheint sehr plötzlich. Die Tropfen wachsen dann allmählich, indem viele von den kleineren zusammenfließen. Dabei entstehen eben häufig gewisse Figuren und Muster, die sich merkwürdigerweise oft genau wiederholen, wenn man mehrere Male nacheinander auf das Glas haucht. Daß bei mangelnder Sauberkeit die Figuren mißlingen, liegt hauptsächlich daran, daß fettige Stoffe auf der Fläche sich befinden. Wer solche Versuche machen will, muß daran denken, daß ein Abwischen mit einem gewöhnlichen Tuch noch keine Reinigung bedeutet. Je nach der Behandlung, die man der Glasfläche angedeihen läßt, kann man ein verschiedenes Verhalten der Atemfiguren beobachten. Schwer erklärlich ist der Umstand, daß diese zuweilen lange erkennbar bleiben und sich sogar durch Abreiben mit einem Tuch nicht leicht entfernen lassen. Lord Rayleigh hält die Erforschung der Atemfiguren deshalb für ziemlich wichtig, weil sie Gelegenheit dazu geben, das Verhalten von äußerst dünnen Schichten zu studieren. Es ist der Physik schon durch eine ganze Reihe von Erfahrungen bekannt, daß derselbe Stoff in dünnen Häutchen ganz andere Eigenschaften besitzt, als in größeren Massen. Der Gelehrte erinnert daran, daß ein Oelhäutchen, das eine Dicke von nur einem oder zwei Millionstel Millimeter besitzt, dazu hinreicht, die Bewegungen von Kampfer auf einer Wasserfläche zum Stillstand zu bringen und daß man noch viel kleinere Mengen durch wissenschaftliche Mittel nachweisen kann. Uebrigens hat auch der große deutsche Physiker Quincke schon vor vielen Jahren den Atemfiguren seine Aufmerksamkeit gewidmet und belangreiche Arbeiten darüber veröffentlicht. Er untersuchte namentlich auch das verschiedene Verhalten der Tröpfchen nach der Behandlung der Fläche mit verschiedenen Flüssigkeiten, wie Alkohol, Petroleum, heißer Schwefelsäure, Flußsäure und dergleichen.

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 32:

„Zeitlose".

Richtige Lösungen gingen ein: 83. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 90. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: C. Herm, Richard Salanga, Frieda Gauch, Gretchen Franke, R. Küpp, Langewald, Gertrud Mattern, Johannes Walter, Frau Minna Poser, Franz Lichtenfeld, Marta Freudenberg, Franz Rading, Frau Kerschkamp, E. Wilke, O. Kästner, Gerhard Kupfer, R. Stübler, Frieda Hasse, Georg Ebert, Alb. Schurike, Arthur Leopold, Karl Bobbe, Waldemar Kröner, Fritz Dietz, Mietze Claude, Therese Heil, C. Weibeck, M. Berger, Anna Schütze, Frau Anna Brauner, Frau Hedwig Krämer, Marie Fromme, Johanna Köppe, Bernhard Scheithauer, Ernst Läffig, Marta Wittig, Frau Hagemann, Marie Freudig, Elisabeth Thiele, Margarete Kortz, Anna Hartmann, Margarete Kahle, Elly Keil, Käthe Zschau, Abramawitz, Rosa Utescher, Marg. Himburg, Frau Hennig, E. Werner Liebig, Marie Seeger, Frau A. Nohland, Ottilie Hoppe, Adolf Zschau, Frau Dr. E. Kleemann, Arthur Du Bois, Heinr. Oechler, K. Schauer, Frau L. Maye, P. Vogler, Franz Hause, Ernst Erge, Rich. Beißker, H. Heuschkel, Joh. Albrecht;

von auswärts: Kadett Mattern-Naumburg, Tony Deutschbein-Linden, Wilh. Stöber-Teutschenthal, Frau Clara Engel-Bibiella, Oskar Diettrich-Wernigerode, Helene Dietrich-Merseburg, Rudolf Baum-Salzmünde, Emma Strätz-Bitterfeld, Karl Hund-Ammendorf, Otto Kohlmann-Sandersdorf, M. Zenker-Merseburg, Else Derks-Quetz, Gertrude Herrmann-Glesien, Lene Bernshausen-Helgoland, Oskar Bögel-Ammendorf, L. Lehmann-Löbejün, Hertha und Elly Martin-Gerbstedt, Fritz Reuter-Rudolstadt, Wilh. Klühsendorf-Ammendorf, Zahnarzt Reuter-Schwarzburg i. Th., Arthur Merx-Sondershausen, Lina Oertel-Breslau, Louis Reuter-Blankenburg.

Prämie: Auf und ab, Novellen von Clara Cron,
eleg. geb.

entfiel auf **Otto Kohlmann**-Sandersdorf.

Rätsel.

Nimm mir ein Nu,
So bleib ich ein Nu.

Prämie: „Wald- und Strandgeschichten"
von **Erna Velten**, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

M, der Mittelhandspieler, hat beim Kartengeben zufällig gesehen, daß in den Skat aB und aA kamen. Er macht deshalb auf folgende Karte a-Handspiel.

b, c, dB, aK, D, 9, 8; b10, D, 7.

Deutsch.

Französisch.

Picque-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Picque-Zehn, Picque-Dame, Picque-Sieben.

M verliert aber das Spiel, da die Gegner 60 erhalten, ehe er zum Stich kommt. H hatte 29 Augen mehr in seiner Karte als V. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 31.

Der Spieler wendet aB, sagt Großspiel an und findet noch aA. Gedrückt wird b7, c7. Bei den Gegnern sitzt je ein Junge und ein Blatt von Eichel (Treff), so daß der Spieler alle Stiche macht.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Kutschbach. — Verantwortl. Redakteur: J. V.: Albert Herling, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 33 Halle a. S., den 13. August 1911

In der Goldfrosch-Schlucht.

Von L. E. Talbert.

(Nachdruck verboten.)

Der junge Mann beugte sich über die Bar. „Man sagte mir, daß Sie, Mr. Hieton, einer der ältesten Ansiedler seien. Ist Ihnen jemals ein Mann begegnet namens David Jakobs?"

Sey Hieton, der „Squawmann," richtete sich plötzlich stramm auf, während er den Fremden scharf anblickte. „Möglich, ebenso möglich auch nicht. Meines Wissens trieb sich hier niemals einer dieses Namens herum." Gleichmütig wandte er sich gegen sein Bierfaß, während er hinzufügte: „Was haben Sie mit so nem Kerl zu tun?"

„Ich suche nach meinem Vater, David Jakobs."

Noch während der bildhübsche Fremde sprach, schien es ihm, als zittere das halbgeleerte Faß unter der Hand des Alten, als letzterer aber das Glas in die Höhe hob, war die Haltung eine so feste, daß der junge Jakobs meinte geträumt zu haben. Ruhig fuhr er fort: „Vor etwas mehr als 20 Jahren verließ er uns, um die Goldfelder aufzusuchen, aber wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Auf meiner Mutter Wunsch durchsuchte ich sämtliche Goldfelder, ohne die leiseste Spur gefunden zu haben — das wird ein harter Schlag für die Gute sein."

„Jetzt kehren Sie wohl in Ihre Heimat zurück? Na, s'ist mir leid, aber ich werd' Euch wenig helfen können — ich weiß nicht — nein — den Namen kenn' ich doch kaum. Wollen Sie eins trinken?" Mit zitterigen Händen schob er seinem frühen Gast das gefüllte Glas zu und lehnte sich dann weit über den Schanktisch, um den jungen Mann zu mustern, der in seinem Auftreten etwas von einem Kavallerieoffizier in elegantem Zivil hatte.

Der einfache graue Anzug, die Gamaschen und Reithandschuhe von weichem Leder bildeten einen angenehmen Gegensatz zu dem verblichenen, am Halse halb offenen Hemde, den formlosen Beinkleidern und ausgetretenen Pantoffeln des Alten.

„Danke, nein," sagte der Fremde, das Glas wegschiebend, „ich trinke kein Bier. Ich muß gestehen, daß ich durch meinen Mißerfolg recht entmutigt bin," und mit nachdenklicher Miene trat er aus dem übelriechenden Lokale in den Sonnenschein.

Die Hände an seiner schmierigen Schürze wischend, folgte ihm der alte Hieton. „Wann geht es weiter? Morgen?" frug er.

„Ich habe vor, morgen mit Sonnenaufgang nordwärts in die Berge zu reiten."

„David Jakobs, — David Jakobs," murmelte der Alte vor sich hin. „Es könnte sein, daß etwas von ihm in dem Briefe steht, den er kurz vor seinem Tode mir schickte — kommt heute abend nach Dunkelwerden in meine Hütte, da, hinter den drei Tannen, liegt sie — jetzt habe ich keine Zeit, mehr zu sagen," und er wandte sich zurück in die Wirtsstube. In der Ansiedlung wußte man nicht viel von der Vergangenheit Hietons, er sprach nur das Notwendigste mit seiner Umgebung und lebte abgeschlossen von allem Verkehr — einer der Tausende, der dem eigenen Zauber des Westens unterlegen war und nun nicht mehr die Kraft besaß, die Fesseln, die ihn hielten, abzustreifen. Allerdings hatte auch er eine Zeitlang davon gesprochen, wieder „heimwärts zu reisen", aber das war vor dem Unglück im Schacht und ehe die hübsche Squaw, Julie, ihn durch ihre aufopfernde Pflege dem Leben zurückgewann. Seit jener Zeit war er unausgesetzt in der Goldgräberansiedelung geblieben, hatte sich eine regelrechte Blockhütte mit drei Wohnräumen errichtet und hauste dort mit der Squaw. Ob er Zukunftspläne hatte, wußte niemand, denn seit dem Unglücksfall war er noch unzugänglicher und verschlossener als vorher geworden. Einige vermuteten ihn im Besitze von vielem Gold, andere hielten ihn für arm, aber Genaues konnte keiner sagen.

— — — — — — — — — —

„Julie, Kind," sagte Hieton, „mache mal ein bißchen Ordnung hier und bürste meinen Anzug aus." Er schritt ruhelos in dem Zimmer hin und her, in scharfem Gegensatze zu der Indianerin, deren langsame Bewegungen mit den lautlosen Schritten ihrer mokasinbekleideten Füße im Einklange standen.

„Warum Du helf? Warum Du allein zu Dir sprech? Sey fortgehn will?" und ein Blick voller Mißtrauen streifte ihren Gefährten. „Wenn Sey fortgehn, Julie sterben muß."

„Geh, Kind," sagte er und fuhr mit seiner rauhen Hand über die schweren schwarzen Zöpfe, die bis unter die Hüften herabhingen, „wer spricht denn von Fortgehen?"

„Ach!" rief sie mit mühsam unterdrückter Erregung. „Julie nichts mehr haben als Sey — Julie Leute fort, Land fort, ganz arm! Sey fortgeht, dann armes Julie sterben muß!"

Genau so hatte sie vor zehn Jahren auch gejammert, als Hieton mit einem großen Briefpaket von San Franzisko zurückkam; dann mußte er plötzlich nach den nördlichen Minen, für die sich ein Käufer gefunden und als er zurückkehrte, war niemals wieder die Rede von einer Trennung gewesen. Er hatte die Blechkiste, welche so schwer war, unter einer großen Steinplatte eingegraben und Julie befohlen, sie sorgsam zu bewachen und nur, falls er vor ihr sterben sollte, dieselbe samt einem Briefe dem dreißig Meilen entfernt wohnenden Friedensrichter zu bringen. Julie hatte versprochen dies zu tun, und sie war eine, die ihr Wort hielt.

— — — — — — — — — —

In Hietons Hütte saßen die zwei sich so unähnlichen Männer an dem kleinen Tische, auf welchem eine Lampe brannte. Sey wandte sich zu seinem Gaste: „Erzählt mir Näheres von diesem David Jakobs."

Ich kann nur wiederholen, was meine Mutter sagte, denn Vater ging noch vor meiner Geburt nach dem Westen."

„Demnach habt Ihr David nie gesehen! Kurios, was doch für Sachen in der Welt vorgehen. Wie denkt sie denn — ich meine, Eure Mutter — von ihm?"

„Für Mutter ist er noch immer das Liebste in der Welt — ihr Ritter, ihr Held, den ein widriges Geschick unter die engherzigen Quäker verschlagen hat. Ihrem Vater war der Fremde ein Dorn im Auge und seine Sticheleien mögen dem Schwiegersohne das Leben zur Qual gemacht haben, jedenfalls trieb des Alten Härte meinen Vater fort. Mutter war trostlos nach der Trennung —"

„Trauerte sie ihm nach? Er mag dessen kaum wert gewesen sein."

„Ja, sie grämte sich so unbeschreiblich, daß Großvater alles nur Erdenkliche vornahm, sie zu trösten und nachdem ich kam, machte er sein Testament zu meinen Gunsten. So weit ich zurückdenken kann, immer hörte ich Mutter nur Gutes von Vater sprechen und ihr ganzes Bestreben ging darauf hin, daß ich ihm gleich werden möge an Edelmut, Herzensgüte und Nächstenliebe. Niemals gab sie zu, daß er sie böswillig verlassen, wie Großvater sagte, sondern sie hält fest an ihrem Glauben, daß er verunglückt sein muß und daß ihre Briefe ihn demnach nie erreichten. Sie konnte es kaum erwarten, bis ich alt genug ward, um hierher zu reisen und Nachforschungen anzustellen, die bis jetzt leider ohne jegliches Resultat verliefen. Sie sind der erste, dem der Name nicht fremd war — wenn Sie etwas wissen, so reden Sie, um Gotteswillen!"

Hieton erhob sich mit einem Ruck. „Ehe ich rede, muß ich Euch erst etwas abbitten. Ich weiß mehr von Eurem Vater, als ich mir heute morgen merken ließ — David Jakobs war vor langen, langen Jahren mein Kompagnon gewesen."

„Also kannten Sie Vater doch? Erregt schritt der junge Mann auf und ab, bemüht, seine Erschütterung zu verbergen.

„Ja, David und ich arbeiteten zusammen mit wenig, eigentlich gar keinem Erfolg, bis vor etwa zwölf Jahren unsere Mine durch eine zu starke Ladung Dynamit fast auseinandergerissen ward — wir fanden erst eine kleine Goldader, dann aber größere und schließlich wurden wir reich. Ich weiß, daß mein alter Kamerad wieder heim wollte zu Frau und Kind, da kam der schreckliche Felsenrutsch und es war damit vorbei. Aber kein Mensch hat das Recht, schlecht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110813026/fragment/page=0001
DFG

von ihm zu denken. Kommt, junger Mann und helft mir diese Steinplatte wegnehmen."

Mit Aufwendung aller Kraft hoben beide die schwere Platte auf.

„Julie," rief Sey, „bring mir rasch meine Picke herein."

Zögernd kam die Squaw mit dem Handwerkszeug herein und musterte den ihr unwillkommenen Fremdling scharf, dann verließ sie stumm und lautlos das Zimmer, dessen Türe Sey hinter ihr verriegelte. Er hob behutsam eine schwere kleine Blechkiste aus der Erde, stellte sie auf den Tisch und schlug den Deckel zurück. „Hier," sagte er, „zwischen diesen Goldsäckchen ist der Brief, den er geschrieben — die Mutter wird die Schrift schon erkennen — und hier ist der Brief mit dem Bilde seines Sohnes, der ihn gerade noch vor dem Unglück erreichte. In dem Säckchen steckt ein Vermögen, aber das Bildchen war den alten Manne noch viel mehr wert."

David faltete mit zitternden Händen den vergilbten Briefbogen auseinander.

„Ich will Euch ein Weilchen alleine lassen," sagte Sey und hinkte langsam hinaus.

David breitete den Brief auf dem Tische vor sich aus und las:

Mein liebes Weib: Der Inhalt dieser Kiste ist für Dich und das Kind bestimmt. Man wird sie Dir nach meinem Tode schicken. Nur Gott kann mir mein Schweigen und meine Sünden verzeihen. Lebe wohl und sei glücklich. David Jakobs.

Stumm saß der Sohn vor diesem letzten Gruße seines toten Vaters, den er nie gekannt.

— — — — — — — — — — — —

Einige Stunden später standen die zwei Männer unter dem klaren Sternhimmel der Sierra. Sey hielt seine Laterne hoch, damit der junge Jakobs in deren Schein zwei schwere Säcke auf seinem mexikanischen Sattel festschnallen konnte. Dann ergriff er mit seinen beiden warmen jungen Händen die alte welke Rechte von seines Vaters Freund und dankte ihm für seine Treue dem Verstorbenen gegenüber. Unwillkürlich verfiel er in die Redeweise der Quäkersekte: „Gott segne Dich und gebe Dir Frieden, um Deiner Güte gegen den Toten und um Deiner Güte willen, die Du meiner Mutter und mir erwiesen. Lebe wohl!" Dann wandte er sich ab, bestieg sein Pferd und ritt langsam hinein in die stille Nacht, ohne sich noch einmal nach dem alten Manne zu wenden, dessen Augen der schlanken Gestalt des Reiters so lange als möglich folgten. Mit einem schweren, fast stöhnenden Seufzer wandte er sich endlich ab: „Es ist besser so, viel besser. Ich hätte dem Jungen doch nur das Leben verbittert, wenn ich ihm die Wahrheit gesagt und was hätte es genützt? nun gelte ich in ihren Augen für tot und mein Sohn braucht sich seines toten Vaters nicht zu schämen. Ich alleine trage die Strafe für mein Unrecht!

Waidmannsheil!

Erzählung von **Curt Kühns**.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug der kleinen schwedischen Schmalspurbahn, der mich stundenlang in rascher Fahrt durch endlose Wälder, offene, moorige Heidestrecken, vorüber an stillen, glasklaren Landseen getragen, stoppte mit ohrenbetäubenden Pfeifen an einer kleinen, hinterwäldlerischen Haltestelle. Ein ganz kleines Bahnhofsgebäude in rotem schwedischem Holzbau; daneben ein ebensolcher Güterschuppen; etwas entfernt eine kleine malerische Wassermühle, in der die Kreissäge knirschte; ein paar Wohngebäude, vor deren Türen die Kinder spielten, während die bunten Malven der Vorgärtchen einen farbenfrohen Ton in das fremdlische Bild trugen, — das war alles.

Seitlich vom Bahngebäude auf dem Vorplatz hielt ein landesübliches Karriol, ein zweiräderiger Wagen, gezogen von einem kleinen, flotten Braunen. Auf dem Wagen saß eine Dame, — eine schlanke und doch kräftige Erscheinung; ihr schönes, volles Gesicht zeigte klare, regelmäßige Züge, ein leichtes gesundes Rot lag auf ihren Wangen. Das reiche krause Haar drängte sich widerwillig unter die Krempe des leinen Jägerhutes, der ihre weiße Stirn, die eigentümlich hellleuchtenden blauen Augen beschattete.

Das war sie! Die Angebetete meiner Jugend. Ich blieb einen Augenblick, halb von dem Bahnhofsgebäude verborgen, stehen, um sie zu betrachten. Seit Jahren hatte ich sie nicht gesehen, seit sie, einem plötzlichen Entschlusse folgend, dem reichen, schwedischen Großkaufmann in seine skandinavische Heimat gefolgt war. Ich, der ich sie als junger Mann umschwärmt und still von ferne angebetet, glaubte mich längst von der schönen Marga Störenzen, so hieß sie jetzt, vergessen, als eines Tages ein Brief von ihr auf meinem Schreibtisch lag. Sie habe ein Buch von mir gelesen, mit großem Interesse gelesen. Die anregenden Stunden, die sie in meinem Vaterhause verlebt, seien doppelt wieder in ihr lebendig geworden. Es würde ihr eine Freude sein, die genossene Gastfreundschaft wieder zurückzugeben, und sie bäte mich jetzt im Hochsommer, wo ihre neue Heimat besonders schön sei, einige Zeit auf ihrem kleinen Jagdgut Rönnekille, mitten in der Waldeinsamkeit zu verbringen. Daß sie Witwe geworden, wisse ich wohl; sie erwarte nach andere Gäste auf Rönnekille, und hoffe auf einige frohe und anregende Tage.

Ich trat hinter dem kleinen Gebäude hervor. „Ach, da sind Sie ja, lieber Ottomar!" rief sie mit ihrer frischen, ruhigen Stimme, und reichte mir vom Wagen herab die Hand. „Es ist schön, daß Sie gekommen sind. Bitte steigen Sie auf!" Der einzige Bahnbedienstete der kleinen Station hatte meinen Handkoffer hinten auf dem Fuhrwerk befestigt. Frau Marga nahm Zügel und Peitsche zur Hand, einen Kutscher hatte sie nicht bei sich, und im flinken Trab des munteren Ponys rollten wir auf dem stillen Waldstraßlein dahin. Riesige Rottannen, um deren Wurzelgeflecht sich Brombeergesträuch und wilder Efeu schlangen, strebten mit schlanken Stämmen empor; dazwischen lagen gestürzte Waldriesen, und junger Nachwuchs wucherte zwischen dem alten Holz; oft unterbrach das lichte Grün der Birken das ernste Dunkel der Tannengründe und ihre weißen Stämme leuchteten hell an allen Ecken und Enden.

Tief atmete ich die würzige, erfrischende Luft. „Schön — nicht?" sagte Frau Marga, mir die Gedanken von der Stirn lesend. „Ich weiß mir nichts lieberes, als durch diesen stillen Wald zu streifen. Sie waren ja auch immer Naturfreund. Wissen Sie noch, wie Sie mich einmal unter einer knorrigen Kiefer am Havelstrand photographiert haben? Ich habe das Bild heute noch, obwohl es lange her ist."

Ich nickte. Auch ich hatte mir einen Abzug des Bildes aufgehoben.

„Hoffentlich," fuhr Frau Marga fort, „wird es Ihnen auf Rönnekille nicht zu einsam sein. Ich hatte zu viel gesagt, wenn ich anregende Tage versprach; mein übriger Besuch hat nämlich in letzter Stunde abgesehnt."

„Oh!" entgegnete ich. Ich konnte aber nicht sagen, daß ich es sehr bedauert hätte.

Auch das schien mir Frau Marga von der Stirn zu lesen. Sie lächelte leicht. „Nun es tut nichts," fuhr sie fort, „wir haben hier immer eine Spannung, immer Abwechslung bietende Unterhaltung. Das ist die Jagd."

Von dieser Mitteilung war ich weniger erbaut. Ich hatte in meinem Leben noch nie einem Hasen das Lebenslicht ausgeblasen. „Was mich betrifft," erwiderte ich, „so bin ich eigentlich leidenschaftlicher Nichtjäger. Schießen gnädige Frau selbst?"

„O ja," versetzte Frau Marga. „Mein Mann, obwohl er doch schon bejahrt war, war Weidmann durch und durch. Ich mußte ihn auf Pirsch wie Anstand begleiten und habe so eine gute Schule genossen."

Ich habe also die schönste Gelegenheit, mich zu blamieren, dachte ich. „Das Schönste an der Jägerei," fuhr Frau Marga fort, „ist das Leben in der Natur. Gerade die Jagd führt uns zu Stunden hinaus ins Freie, in denen wir sonst uns in unsere Betten und Häuser verkriechen. Die Diebe ist nicht nur im Mittagssonnenschein schön, mehr noch fast im Tagesgrauen, in sinkenden Abendnebeln. Nun, Sie werden es ja erleben!" schloß sie lächelnd.

Indes tauchte ein kleines Anwesen vor uns auf. Der flotte Braune trabte schärfer aus, und Frau Marga sagte, mit der Peitsche darauf deutend: „Wir sind am Ziel."

Wir hielten vor dem schmucken Gehöft. Die Gebäude glänzten in mattem Gelb ihres gefirnißten Eichengebälks, schneeweiße Leisten faßten die Fenster und die Türen ein. Ein fremdliches Mädchen in ländlicher Tracht empfing uns und half uns ablegen.

Bald sahen wir uns in dem feingetäfelten Speisezimmer, dessen Fenster ein Flor blühender Blumen schmückte, während an den Wänden Elchschaufeln und ausgestopfte Raubvögel das Jägerheim verrieten, gegenüber, plauderten von der Heimat und alten Zeiten. Die Uhr tickte behaglich, von draußen klang der Gesang der kleinen Waldesfänger. Es liegt ein seltener Reiz in solcher Einsamkeit zu Zweien. Sie bringt eine Art Zusammengehörigkeitsgefühl hervor, — und gehörten wir nicht zusammen? Verbanden uns nicht viele Erinnerungen, die auch von Marga nicht vergessen waren?

„Und Sie leben hier ganz für sich allein, Frau Marga?" fragte ich, während das Mädchen den Kaffee auftrug und dazu ein Glas duftenden schwedischen Punsch credenzte. „Ist die Einsamkeit nicht zu groß? Fast erdrückend?"

Einen Augenblick sah mich Marga aus ihren klaren, schönen Augen an. „Ich lebe hier lange Monate ganz allein, ja!" versetzte sie. „Nur die wenigen Personen meiner Dienerschaft sind um mich, mein alter Förster mit seiner Familie, meine Mädchen. Mir ist diese Einsamkeit lieb geworden. Es ist merkwürdig, wie die Neigungen unseres Lebensgefährten auf uns selbst übergehen können. Während ich mich anfangs gegen diese Zurückgezogenheit sträubte, bin ich jetzt selbst von dem Hang zur Einsamkeit ergriffen worden. — Sie als Großstadtmensch können Derartiges nicht begreifen?"

„Oh, sehr gut!" versetzte ich. „Ich verstehe den Reiz solches Lebens wohl. Ich möchte es selbst führen. Wenigstens auf Wochen. Im übrigen aber fühle ich mich doch mehr berufen, meinen Platz in der Welt auszufüllen."

Frau Marga sah mich einen Augenblick gedankenvoll an, dann nickte sie leicht mit dem Kopf, ohne ein Wort zu erwidern.

Indeß war die Nachmittagssonne bereits schräge Strahlen durch die blütenweißen Gardinen, daß die roten Geranien auf den Blumenbrettern wie Feuer leuchteten. „Aber jetzt kommen sie!" rief Marga lebhaft. „Wir verlieren hier die schönsten Stunden. Ich will Ihnen mein Reich zeigen. Wollen Sie sich eine Büchse aussuchen?" Sie führte mich vor den Gewehrschrank, der in dem früheren Zimmer ihres Gatten stand.

„Wenn's sein muß!" sagte ich lächelnd. Ich wählte eine Büchse, deren Kammer und Sicherung der eines Militärgewehrs sehr ähnlich war. „Damit werde ich am ersten fertig werden," fuhr ich fort. „Jung gewohnt, alt getan." Ich fühlte, wie mich mit dem blanken Eisen auf der Schulter, den scharfen Patronen in den Taschen, eine ganz seltsame Unternehmungslust überkam, wie einst auf dem Schießstand, wo ich manchen guten Schuß getan. Seitdem hatte ich allerdings keine Probe meiner Schießkunst mehr abgelegt.

Frau Marga hatte einen leichten Jagdstock ergriffen. „Ich selbst

schieße selten," erwiderte sie auf meine Frage. „Ich habe mehr Freude am Zusehen und Beobachten."

In dem schlichten, wehenden Lodenkleid schritt sie mir auf schmalem Saumpfad voran. Unter den hohen Rottannen, zwischen mächtigen Felsblöcken zog unser Pfad sich hin; oft durchbrach ein kleiner Weiher das Waldesdickicht; pechschwarz glänzte seine Flut von dem Widerschein der dunkeln Tannenkronen. Schnurrend stiegen futtersuchende Bekassinen oder schnatternd ein Pärchen Wildenten aus seinem Röhricht.

Bald ging der Wald in die weite Heidelandschaft über. Hier und da reckte eine vereinzelte Tanne, deren knorrige Zweige hängendes Moos umflocht, ihre zackige Krone in den mattblauen Himmel; offene Gräben, Wasserlachen durchbrachen allerwärts die weite torfige Fläche, aus deren erhöhten Grasbuckeln überall die reizende Glockenheide ihre rosaleuchtenden Kelche hob. Im Westen tauchte die Sonne eben in den dicht über den Sümpfen lagernden Nebel, und eine einzige Gluttwelle lief über den ganzen Himmel bis zur Scheitelhöhe, färbte die kleinen Lämmerwölkchen mit rosigem Schein und spiegelte sich in tausend Farbenabtönungen in den näheren und ferneren Wasserläufen. Tiefe Stille. Nur ganz in der Ferne ließ ein Häher seinen gellenden Schrei hören.

Frau Marga legte die Finger auf die Lippen. Auf ganz leisen Sohlen schritt sie vor mir dahin. Auch ihr blondes Haar leuchtete goldig in den Strahlen der sinkenden Sonne.

Im Schutze eines hohen Wacholdergestrüpps machte sie Halt. Ein kleiner Anstand war hier angelegt, ein einfaches Holzbänkchen in einer kleinen Versenkung. Wir setzten uns. „Wenn wir Glück haben, werden wir bald Elche sehen," sagte Marga, und spähte scharf in die weite Landschaft hinaus.

Auch ich blickte angespannt hinaus in die Ferne. Ich glaubte, noch nie eine so stimmungsvolle Landschaft gesehen zu haben, unendlich groß in ihrer Einsamkeit und Schwermut. Meine Gedanken schweiften ab. Wer immer ein solches Fleckchen Erde haben könnte, auf dem er auf seinem Eigenen stand. An seiner Seite eine Frau so empfänglichen Gemüts, von so tiefer Veranlagung. Denn eine flache, nur oberflächliche Natur erträgt die Einsamkeit nicht. Ob Marga glücklich war, — nichts anderes mehr auf dieser Welt für sich begehrte? Ich streifte ihr Antlitz mit einem halben Blick, sie saß unbeweglich, nur ganz leise zuckte es zuweilen um ihren Mund. Da überkam mich plötzlich mit überwältigender Macht die Sehnsucht, die mich einst mit ganzer Seele zu Marga gezogen. Nein! Marga war nicht so glücklich, wie sie schien. Wie kann ein Mensch glücklich sein, dem das Leben keine Aufgabe stellt? Es war für sie ein Bescheiden, in dem sie im Gleichmut eine Vortäuschung von Glück gefunden.

Da fühlte ich ihre Hand leicht auf meinem Arme. Leicht deutete Marga hinaus, ich folgte ihrem Finger. Ueber die Heide zogen eine ganze Anzahl riesiger Gestalten, pechschwarz schienen ihre Leiber gegen den hellen Abendhimmel; ein Geweihträger folgte, seine Schaufeln zeichneten sich klar ab, — Elche. Mit ganz ruhigen Bewegungen trollten sie dahin und doch bewegten sie sich mit außerordentlicher Schnelle.

An einer Gruppe einzelner Kiefern und Birken machten sie plötzlich Halt. Das Leittier sicherte mit weit geblähten Nüstern. Marga hielt fast den Atem an, ich tat es gleichfalls; eine ganz eigenartige Aufregung packte mich, ließ alle meine Pulse schlagen. Unwillkürlich entsicherte ich mein Gewehr und stellte das Visier hundert Meter. Die Elche hatten uns nicht gewittert, der Wind stand uns entgegen. Ruhig wandten sie sich zum Aesen, rissen sich mit den plumpen Mäulern Zweige von den Bäumen herab; deutlich hörten wir das Knackern des Holzes. Ich fand keine Gelegenheit, meinen Schuß anzubringen. Immer drängten sich Zweige vor das Ziel. Marga beobachtete das edle Wild durch ihr Glas. Ihre Wangen färbte ein höheres Rot. Auch meine Aufregung wuchs von Minute zu Minute.

„Jetzt! Jetzt!" flüsterte sie kaum hörbar. Der Hirsch hatte uns seine volle Brustseite zugewandt. Er stand einen Augenblick still wie ein Erzbild. Ich hob das Gewehr, damit überkam mich wieder die volle Ruhe. Ich sah durch die Kimme und die Spitze des Korns gerade auf das Blatt des Hirsches gerichtet. Ich zog ab. Der Schuß rollte über die Heide, — das Rudel drüben stand eines Atemzuges Länge wie versteinert, da schwankte der Hirsch, stürzte lang hin, daß die Läufe hoch schlugen; das Rudel stob in rasender Flucht davon.

„Ein Kernschuß!" rief Marga. „Ich wußte es ja, daß Sie ein Schütze sind. Waidmannsheil!"

Wir betrachteten unsere Beute; es war ein selten starker Vierzehnender. Dann zogen wir heim durch den märchenhaft stillen Abend. Hier und da quackte ein Fröschlein im Sumpf oder eine halb träumende Vogelstimme klang aus warmem Neste im Tannengezweig.

Ich fühlte mich stolz wie ein Sieger; eine nicht zu bändigende Lebenslust überkam mich, eine heiße Glückessehnsucht. „Frau Marga," sagte ich, ihre Hand fassend, die innere Bewegung ließ meine Stimme zittern, „ich bin ein langsamer Jäger, aber zähe. Ich verfolge ein edles Wild mein ganzes Leben lang. Nie habe ich es stellen können. Jetzt aber halte ich den Augenblick für gekommen!"

Mit groß und voll aufleuchtenden Augen sah Marga mich lächelnd, Glück verheißend, an und, während ich sie in meine Arme zog, versetzte sie leise nur: „Waidmannsheil!"

Ihre erste Liebe.

Humoreske von **C. Waliani**

Anna Schulze war Lehrerin. Mit fünfundzwanzig Jahren war sie festangestellt und sah trotzdem recht niedlich aus. Da sie in der deutschen Sprache: Orthographie, Grammatik und Stilistik das Prädikat vorzüglich" besaß und doch schließlich die flachsköpfigen Mädels in ihre Geheimnisse einweihen mußte, fühlte sie, daß mindestens eine zweite Marlitt oder Eichstruth in ihr steckte. Warum sollte sie, Anna Schulze, Lehrerin für Geschichte, Geographie und Deutsch denn eigentlich keine Skizzen, Novellen, Romane schreiben? Das wäre wahrhaftig eine Versündigung an ihrem eigenen Ich.

Eines schönen Tages setzte sich Fräulein Schulze an den großen Familientisch und korrigierte keine Hefte. Sie legte ein halbes Buch weißes Kanzleipapier vor sich hin und steckte eine blitznagelneue Feder in den Halter. Nun konnte die Schriftstellerei beginnen, die zweifelsohne Ruhm und Geld brachte. Sie war sicher, ihre Geschichtchen gefielen!

Als Anna Schulze die Feder ansetzte, mußte sie eine unliebsame Entdeckung machen: Sie wußte nicht, was sie schreiben sollte! Wenn mir nur etwas einfiele!" Es fiel ihr aber nichts ein. „Ja, und wie schreibt man überhaupt einen Roman?" Wenn sie das nur gewußt hätte . . .

Nach reiflichem Nachdenken erlangte sie die Gewißheit, daß in einem solchen Werke die Liebe eine Rolle spielen mußte, sogar eine große, die hauptsächlichste Rolle! Wie Anna Schulze nun weiter über das Thema „Liebe" nachsann, tauchte dunkel in der Erinnerung eine Episode vor ihrem Geiste auf. Damals auf dem Seminar, da hatte ein Leutnant ein gewisses Interesse für das zierliche blonde Persönchen an den Tag gelegt. Freilich, über Grüßen und verschämtes Lächeln waren Anna und der schneidige Ulan nie hinausgekommen. Da der Ulan zur Kriegsschule kommandiert wurde, zerfloß das leuchtende Bild in nichts. Anna hatte sich nicht darüber gegrämt mit ihren achtzehn Jahren.

An dieses unschuldige Intermezzo dachte die vierundzwanzigjährige wieder und allsobald beschloß sie, jene Geschichte niederzuschreiben. Und sie schrieb.

Zehn Quartseiten waren unbrauchbar gemacht, als Anna Schulze den letzten Punkt hinsetzte und stolz lächelnd ihr Opus in seiner Gesamtheit wirken ließ. Das schönste war entschieden der Titel:

Ihre erste Liebe.

Novelle von Anna Schulze.

Aber auch sonst! Die Schreiberin war mit sich und ihrem literarischen Erstling zufrieden. Weniger war dies der Fall beim Feuilletonredakteur der größten Zeitung der Stadt. Der blickte mit einem heiteren und einem nassen Auge vom Schreibtisch auf, als Anna Schulze in sein redaktionelles Tuskulum trat. Feuilletonredakteure sind im Gegensatz zu den politisch-pessimistischen Kollegen fast stets Optimisten vom reinsten Wasser und leicht gerührt, der Begeisterung Einlaß in die lyrische Brust zu gewähren. Besonders wenn „sie" goldenschimmernde Haare und blaue Augen und rote Wangen hat.

Und so kam es, daß Hans Meyer als Feuilletonredakteur nach der Lektüre dachte: „Was 'n Quatsch!" als Mensch aber sprach: „Ganz niedlich!" und dabei ihre hohe Erscheinung liebevoll ins Auge faßte. Kurz: Hans Meyer akzeptierte das Werk. Denn wenn man es umschrieb, überlegte er, und ein paar Lichter aufsetzte und es dann gelegentlich an verborgener Stelle abdruckte, mochte er sich die kleine Sünde am Publikum verzeihen.

Und so geschah es. Hans Meyer opferte der Bearbeitung eine Stunde, und die „erste Liebe" erschien.

— — — — — — — — — — — —

War das eine Aufregung! Anna Schulze war „gedruckt"! Sie selbst nahm es mit mehr Gleichmut hin, als billigerweise erwartet werden konnte. Man weiß doch schließlich, was man kann. Einen Augenblick dachte Anna wohl darüber nach: Hatte sie denn das wirklich geschrieben? Kaum. Hm — na ja — die üblichen „redaktionellen Aenderungen" . . .

Mama, die gute, alte, wuchs ordentlich aus ihrem schwarzen Hauskleid heraus vor Stolz über Annchens Werk. Sie tats nicht anders, buk Kuchen in Masse und lud ein Dutzend Verwandte zum Kaffee.

Solch ein Familienereignis mußte gefeiert werden. Tante Gertrud war entzückt, Tante Mila schlug die dürren Hände über dem Haupt zusammen, und Tante Emma wurde gelb vor Neid und Aerger, und die alte Großmama wackelte vor lauter Rührung anhaltend mit dem Kopfe und konnte nur immer lispeln: Ach Gott, ach Gott, wer hätte das gedacht, nein, wer hätte das gedacht! Unsere Anna, unsere Anna!" Tante Gertrud sagte: „Ganz reizend!", Tante Mila echote: „Einfach entzückend" und Emma brummte bissig: „Hm, hm!"

Die Onkels waren skeptischer oder taten wenigstens so. Adolf hatte einen „Blaustrumpf" auf den Lippen, besann sich aber rechtzeitig und benutzte den geöffneten Mund zum Gähnen. Waldemar widmete sich eingehend dem vorzüglich geratenen Rapskuchen. Base Hedwig, eine Jungfrau von etlichen Dreißig, spann den Faden der Unterhaltung weiter: „Von wem unsere liebe Anna das nur haben mag?" Womit sie sowohl das Talent, als auch die Erfahrung in punkto Liebe meinte, die in der „ersten Liebe" zutage traten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110813026/fragment/page=0002